Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 11

Artikel: Hans Conrad Escher von der Linth
Autor: Stadler, Theodor Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759024

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Conrad Escher von der Linth

Von Theodor Willy Stadler.

Paludibus siccatis
de patria bene meritus

Das Land an der Maag — denn Maag hiess der Abfluss des Walensees bis oberhalb der Ziegelbrücke, wo von Süden her, aus den Glarnerbergen, die Linth einmündete, — das Land an der Maag war vor zweihundert Jahren fruchtbringend und schön. Birnbäume und Kirschbäume grünten den Ufern entlang; auf fetten, süssen Wiesen weidete das Vieh, da blühte Hanf und reifte Korn, und die Scheunen strotzten von Futter. Allmählich aber wand sich die Maag stiller und stiller durch die Fluren dahin; das Gras versauerte; Hanf, Korn, Obstbäume verkümmerten. Aus Wiesen wurden Rieder, aus Riedern Sümpfe. Mensch und Vieh wichen zurück an die südlichen Berghänge, Ställe und Scheunen versanken, nur an der Biäsche und an der Ziegelbrücke trotzten noch ein paar kümmerliche Schifferheimstätten. Das Land ward herrenlos, ein gemiedener, öder Morast, drin Schilfgras, Erlen und Weiden emporwuchsen, und Wildenten ihre einsamen Halmnester bauten, aufgescheucht nur im Herbst, wenn, um Streue zu schneiden, junge Burschen mit ihren Sicheln von Böschel zu Böschel sprangen.

Was war geschehen? Man hatte im volkreichen, gewerbereichen Glarnerland die Linth immer enger eingedämmt, und grosse, bodenfestigende Wälder niedergelegt: so mehrte sich das Kieselgeschiebe im gefällschwachen Unterlauf der Linth, die ihr Bett hier so sehr erhöhte, dass sie, zumal in Zeiten des Hochwassers, im Frühjahr, die Maag in den Walensee zurückstaute.

Weesen und Walenstadt litten vom jährlich höher ansteigenden See grosse Not. Durch das Stadttor Weesens fuhren im Frühsommer die Schiffe. Auf manchen Gassen waren hölzerne Fußsteige errichtet. Die Keller standen voll Wasser, schon waren Erdgeschosse überschwemmt. Hatte sich aber die Flut verlaufen, und brannte die Sonne auf die Sümpfe nieder, und auf die schilfigen, von grünem Froschlaich strotzenden Pfützen in den beiden Städtchen drin, dann atmete man ekle Moderdünste, und landauf landab schlotterten, bleigrauen Gesichts, in ihren

Fiebern die Malariakranken. Der Mut sank, die Not stieg. Lungentuberkulose, Rachitis, Typhus. Da auch der Schäniser Sumpf zum See gestaut war und die Winde den fauligen Dunst und die Mücken bald an den Kerenzerberg hinüber trugen, bald gen Glarus, und bald an den oberen Zürichsee, schwand der Wohlstand, schwand das Leben von sechzigtausend Menschen allmählich dahin, und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war das untere Linthal ein Tal des Todes geworden.

*

1783 rief ein bernischer Landvogt, — das Gaster und das Sargans waren damals noch gemeine Herrschaften, — die Tagsatzung um Hilfe an, und schon 1784 lag der Plan vor, die Linth und ihre Geschiebemassen durch einen Kanal dem Kerenzerberg entlang in den tiefen Walensee zu leiten; allein Glarus und Schwyz vermochten sich aus eigener Kraft nicht zu helfen, und bevogtete Untertanen wurden von den regierenden Herren stiefväterlich behandelt.

1792 erhob, es war in Olten an einer Versammlung der Helvetischen Gesellschaft, der Aarauer Ratsherr Rudolf Meyer seine Stimme. Unter den Männern, die ihn hörten, mag einer aufgefallen sein durch den jünglinghaften, sanften Adel seines blühenden Gesichts —: er war ein vierundzwanzigjähriger Zürcher, wohl unterrichtet und weit gereist, Spross einer regierenden, reichen Fabrikantenfamilie, Konstaffler, Offizier, eifriger Patriot. Diesem Hans Conrad Escher ging die Linth-Not zu Herzen wie sonst keinem und von Stund an sann er auf Hilfe.

Obwohl von empfindsamer, ja schwärmerischer Gemütsart, war er hinwiederum klug zurückhaltend, sein selbst stets mächtig, beseelt auch von tiefer, christlicher Demut, — und so wurde er denn seiner Mission erst allmählich gewiss, nur langsam wuchs er in sie hinein, und bis die erste Mess-Stange in den Maagsümpfen stak, sollten ja noch fünfzehn Jahre vergehen, darunter wie viele Jahre der Wirrsal und der vaterländischen Not! — Escher bestand sie rühmlich. Bis anno 98 waren seine Tage von der fünften Morgenstunde an erfüllt von naturwissenschaftlichen Forschungen und Lehrkursen, von philosophischen Bemühungen — er studierte Kant —, und von mancherlei gemeinnützigen Amtstätigkeiten; dazu die Arbeit im Geschäfts-

kontor und die Stunden, die er, ein zärtlicher Gatte und Vater, den Seinen schenkte. Jeden Sommer wurden weite geologische Bergreisen unternommen, und zweimal leistete er als Premierlieutenant Waffendienst an der durch fremde Heere bedrohten Grenze. Anno 98 vom Vertrauen des Volkes in den Grossen Rat berufen, war Escher, wie sein Freund Paulus Usteri, einer der führenden liberalen Staatsmänner der Helvetischen Republik, deren Geschicke zum Guten zu lenken er bis zuletzt redlich versuchte; doch strengen Gewissens und milden Herzens, wie er war, und zu ruhigem, fortschrittlichem Wirken mehr geschaffen als zum Meistern politischer Ausnahmesituationen, blieben ihm entscheidende Taten versagt. Er atmete erleichtert auf, als er sich im Frühjahr 1803, Napoleon hatte die Mediationsakte erlassen, seinen gewohnten, geliebten Arbeiten zurückgegeben sah, darunter auch der geliebtesten, dem Linth-Werk.

Ueber diesem standen jetzt günstigere Sterne. Aus bevogteten Untertanen waren gleichberechtigte Mitbürger geworden und das Geld, das in den stets leeren Kassen der Helvetischen Republik nicht zu finden gewesen, wurde von den Regierungen fast aller Kantone und von wohlhabenden Bürgern freudig gespendet: nach dem von Escher ersonnenen, von der Tagsatzung gutgeheissenen Finanzierungsplan zeichnete man Aktien, für deren Rückzahlung der Mehrwert der geretteten und der verbesserten Ländereien sichergestellt war.

Im August 1807 wurden nach den Weisungen eines berühmten deutschen Fachmannes die Grabungen begonnen. Der glarnerische Ratsherr Konrad Schindler leitete den Kanalbau von Näfels nach dem Walensee. Escher, dem die Führung des ganzen Werkes oblag, erwählte sich gleich das Dringlichste und Schwerste: die Vertiefung des Linthbettes an der Ziegelbrücke. Es war ferner geplant, den neuen Kanal dem alten Flusslauf folgen zu lassen bis zum Zürichsee. Bald aber beschloss man, schon durch die ersten Erfahrungen belehrt, stracks nach dem Giessen hin zu graben, und vom Giessen stracks durch das Benkener Ried nach dem Fuss des Buchberges, nach dem Grynauer Turm, solcherweise den weithingedehnten Serpentinenlauf der Linth im ganzen fünfzehnmal durchschneidend.

In allen seinen Teilstrecken und Phasen erwies sich das Werk als schwer. Es forderte kundiges Planen und geduldiges

Warten, Verwerfen des Geplanten und Neuplanen, scharfsinnigen Erfindergeist, rasch zupackende Entschlusskraft. Wegen den eklen Sumpfdünsten wurden manche Grabungen auf die kalten Wintermonate verschoben, doch dann war der Boden fusstief gefroren, nur mit Mühe aufzuhacken. Auf vielen Strekken musste ein niedriger Wasserstand erwartet werden: sei es von der Natur, sei es von der weiter unten grösseres Gefäll schaffenden Strombaukunst. Vor allem sollte die Linth an ihrem neuen Bett selber mitgraben, und zur Auffüllung ihres alten Bettes und zur Errichtung von Dämmen ihr Geschiebe selber heranbringen: hierzu wurden viele Hunderte von Faschinen-Spornen von den Ufern her in den Fluss hineingebaut. Wo es not tat, liess Escher ein Frachtschiff vor Anker legen und mit langen, stahlbewehrten Bohrrudern wurde das Geschiebe gelockert, oder mit scharfkantigen Wasserschaufeln die zähe Lehmerde aufgequirlt. In den Maagsümpfen waren die Arbeiter gezwungen, sich einzeln in viereckige Gruben einzugraben, in die unaufhörlich das Wasser drang, oft brachen die Zwischenwände. Im weichen Torf des Benkener Rieds versanken zweimannhohe Dämme; sie mussten mehrmals aufgeworfen werden, bis sie standen. Immer wieder stockte die Arbeit, weil man uralte Pfahlwuhre und Felsblöcke herauszuziehen hatte; bei der Ziegelbrücke war ein Nagelfluhriff unterm Wasser wegzusprengen, und zur Zeit der Ueberschwemmungen, im Frühjahr, rissen noch unfertige Dämme, wie der zu Schänis, wo die ausbrechende Wasserflut selbst die stärksten der quer hineinversenkten Tannenstämme zerknickte.

Zu den Mühen der Strombaukunst die Mühen mit den Menschen! Escher der Fabrikant, Offizier und Landjunker verstand es, das Misstrauen und den Starrsinn der einheimischen Bauern zu überwinden und eine Arbeitstruppe von gegen achthundert Männern heranzubilden. Um die Leistungen zu steigern, entlohnte er nach dem Gruppenakkord-System und er bildete Stosstrupps, die er nach der Rangfolge ihrer Kraft und Geschicklichkeit in die Arbeit einsetzte. Wir erzählen dies, dass der patriarchalischen Tableaux, — Escher greift selbst nach dem Spaten, er teilt mit den Linthmännern seinen kargen Imbiss, er belehrt, ermahnt, unterstützt sie, — nicht zu viele werden, und um einem Mannesangesicht jene Züge höchst weltkundi-

ger Klugheit zurückzugeben, die sentimentale Traktate-Schreiber verwischt haben. Wahr freilich bleibt, dass die Linthmänner ihren Escher verehrten und liebten, ihn, den rastlos für sie Tätigen, an dessen Zimmerfenster, er wohnte im Schäniser Stift, der Lichtschein erst spät in der Nacht erlosch.

So zog denn Jahr um Jahr ins Land, mit den wechselnden Unbilden der Witterung: Wind und Regen im Herbste, im Winter harter Frost, Hochwasser im Frühling, Glut und Dünste im Sommer, — und mit den bald glückhaften bald schlimmen Wechselfällen der rüstig fortschreitenden, von den Tagsatzungsherren wiederholt gelobten Arbeiten. Escher, obwohl seit 1814 wieder in hohen Aemtern tätig, lebte meist an der Linth, und was immer zu tragen war, trug er willig: „So soll das Ding fortgehen, so lang das Lämpchen glüht"... Den öden, beschwerdereichen Dienst unterbrach nur selten der Besuch eines fernen Freundes oder ein Fest: am 8. Mai 1811 wurde der Linth-Kanal in den Walensee eröffnet, und am 17. April 1816 die letzte, die Benkener Teilstrecke des Walensee-Zürichsee-Kanals. Wie schlicht aber ging es doch damals her! Ohne Glockengeläut, ohne Fahnen, Reden, Böllerschüsse. Nur, dass Tausende ungeheissen herbeiströmten, und in laute Jubelrufe ausbrachen, wenn die schaufelnden Männer den zersinkenden Sperrwall eilig verliessen, Staatsrat Escher seinen Hut schwenkte, und die ersten Wellen ins neue Kanalbett hinüberflossen. An solchen Tagen enthielt sich Escher der Tränen nicht. Seine feierlichste Stunde an der Linth aber muss jene letzte gewesen sein, da es galt von dem nahezu vollendeten Werk Abschied zu nehmen, im Spätherbst 1822. Escher war damals ein schwer krebskranker Mann, hager und fahl. Schaute er, schon auf der Strasse nach Uznach, noch einmal zurück zum Grynauer Turm, dem frostigen Klotz, und zum winterlich kahlen Buchberg? Fünfzehn Jahre waren es her, seit man droben bei der Ziegelbrücke die Pickel in den Schutt geschlagen. In diesen fünfzehn Jahren hatte er, den jetzt jedermann den Linth-Escher hiess, einem Tal des Todes das Leben zurückerstritten: schon mähte man Riedgras, wo Sümpfe gewesen, schon war aus sauren Riedern wieder Weideland geworden, schon waren die Fieber erloschen, und muntere Kinder tummelten sich auf Weesens und Walenstadts trockenen Gassen.

*

Nach Zürich zurückgekehrt, trug Escher die Last seiner Aemter noch einen Winter lang. Kommissions-Sitzungen wurden bei ihm daheim im Grabenhof veranstaltet, und ins Ratshaus liess er sich tragen, wie einst der ältere Pitt. Am 9. März 1823 starb er, und im ganzen Schweizerlande war das Klagen, war das Rühmen gross. Einfacher freilich als in all den vielen Nekrologen ist das strenge Gesetz seines Lebens in einem Brief ausgesprochen, den der Arzt Heinrich Lavater, sein Jugendfreund, ihm geschrieben: „Wer in tantalischem Grimme der Selbstsucht immer nur Grosses wirken will, den begünstigen zuweilen die Umstände, und ein halbes Jahrhundert hindurch hebt er die Welt aus den Angeln, doch umso schneller verlieren sich dann oft wieder die Früchte; wer aber nur Gutes wirken will, der beginnt bescheiden im Stillen, braucht vielleicht ein halbes Menschenalter, bis er nur Blüten sieht, seine Individualität muss dienendes Zentrum bleiben; aber die Früchte seines Wirkens sind unvergänglich."